

Jan Cole



WAS DU
NICHT
ERWARTEST



monika
fuchs



»Ein faszinierender Held in einer Geschichte,
die man nicht mehr weglegen kann.
Ein einfühlsames, tolles Buch.«

BENEDICT WELLS

Die Nachricht von Acts Tod erschüttert die Rebellion.
Wer soll nun ...

HALT, STOPP!

Das hier ist nicht das Buch, das du haben wolltest. Also ... nicht wirklich. Tut mir leid, ich kann das auf die Schnelle nicht besser erklären, es ist echt ein bisschen kompliziert. Aber ich wollte dich trotzdem warnen, nicht dass du dich später ärgerst.

In diesem Buch geht es um Nik (das bin ich), 17 Jahre alt, Autist und möglicherweise verliebt. Und es geht um Mai, 18 Jahre alt, magersüchtig und stinksauer. Wir haben uns in der Jugendpsychiatrie kennengelernt, aber von dort sind wir abgehauen. Mai, weil sie das mit dem Essen schwierig findet, und ich, weil ich unbedingt herausfinden wollte, ob ich tatsächlich in das Mädchen von der S-Bahnhaltestelle verliebt bin. Ich kann immer noch gar nicht richtig glauben, was alles passiert ist. Aber es ist passiert. Und es war das größte Abenteuer meines Lebens.

ISBN 978-3-947066-47-6



www.jancole.de
www.verlag-monikafuchs.de

9 783947 066476

Jan Cole

WAS DU
NICHT
ERWARTEST

www.verlag-monikafuchs.de
www.jancole.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947066-47-6
auch als eBook erhältlich

© 2022 Verlag Monika Fuchs | Hildesheim

Covergestaltung: Liv K. Schlett | Hildesheim
Kapitelvignetten: Freya Petersen | Hildesheim
Layout und Satz: Die Bücherfüxin | www.buecherfuexin.de | Hildesheim
Städteskylines: Berlin - @HS-Photos; Leipzig - @Jktu_21;
Erfurt - @pixelliebe; Frankfurt - @HS-Photos; Dortmund - @HS-Photos;
Bäume: @de-kay | (alle.depositphotos.com)

Printed in EU 2022



Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14701-2102-1003



Diese Geschichte beinhaltet Themen, die triggern können,
beachtet ggf. die folgenden Hinweise:

Mai steckt tief in ihrer Essstörung, ihre Gedanken und Handlungen gestalten sich entsprechend. Während ihrer stationären Behandlungen erlebt sie Zwangsmaßnahmen.

Das Buch enthält außerdem die Erwähnung von Suizid sowie Festnahmen durch die Polizei.

Passt auf euch auf!

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser,
in deinem Mango-Saft ist Maracuja und dein Schafskäse kommt von der Kuh. Die regionalen Tomaten, die du gestern im Eckladen gekauft hast, sind tatsächlich aus der Region – wenn du zufällig in Spanien lebst. Und deine Lederjacke ist kunststoffbeschichtetes Vlies.

Du hast also schon viel durchgemacht, was Etikettenschwindel angeht, und es tut mir außerordentlich leid, dir mitzuteilen, dass du gerade wieder hereingefallen bist.

Das hier ist nicht das Buch, das du haben wolltest. Also ... nicht wirklich. Wenn du wissen möchtest, warum, dann kannst du weiterlesen. Aber eigentlich ist dieses Buch nur für einen einzigen Menschen bestimmt.

Wenn du das hier liest und

- weiblich und etwa 16-17 Jahre alt bist,
- dunkelbraunes, schulterlanges Haar, grüngraue Augen und Sommersprossen hast und
- am 11. April dieses Jahres mit einem grauen Fjällräven-Rucksack, dunkelgrünen Jeans und einem weißen T-Shirt mit der Aufschrift »C'est la vie«

- am S-Bahnhof Berlin Landsberger Allee in »Was du nicht willst« von Jan Cole gelesen hast,
- um dann um 16.04 Uhr in die S85 Richtung Pankow zu steigen ...

... dann ist dieses Buch für dich.

Schreib mir doch einfach eine Mail an:

nik.alvarez@protonmail.com

Ich habe dir einen Namen gegeben, Stella, das heißt Stern. Natürlich weiß ich, dass die Wahrscheinlichkeit, dass du tatsächlich so heißt, verschwindend gering ist, aber Dinge ohne Namen verwirren mich. Und dich nur »das Mädchen« zu nennen oder »die junge Frau«, ist mir zu unpräzise. Ich hätte dich ja angesprochen, aber ... ich konnte nicht. Das heißt, sprechen kann ich schon, aber nicht mit Menschen. Zumindest nicht so gut. Siehst du, da fängt es schon an, jetzt findest du mich bestimmt komisch. Hab ich ja toll hingekriegt.



Ich denke, ich sollte die Geschichte von vorne erzählen, doch leider weiß ich nicht genau, wo der Anfang eigentlich liegt. Soll ich am Morgen des 11. April beginnen oder an dem Tag, als ich auf diese spezielle Schule wechselte, zu der ich mit der S-Bahn fahren muss? Denn wenn ich das nicht getan hätte, wäre ich Stella neuhundertzweiundvierzig Tage später nicht begegnet. Überhaupt, eigentlich müsste ich ja mit meiner Geburt beginnen oder sogar mit dem Beginn des Universums. Aber ich glaube nicht, dass ich jetzt über den Urknall referieren sollte, wenn man das einfach irgendwo nachlesen kann.

Doch wenn ich so daran denke, glaube ich, dass ich doch kosmologisch anfangen sollte. Und zwar beim Eintritt eines neuen Sterns in mein Sonnensystem. Stella.

Bahnhöfe sind mir suspekt, der Grund liegt auf der Hand. Menschen. Wenn es nur Züge, Straßen- und U-Bahnen gäbe, dann wäre die Atmosphäre sehr viel überschaubarer, doch Verkehrsmittel sind nicht zum Selbstzweck erfunden worden.

Der Schulweg ist immer der anstrengendste Teil meines Tages. Es fängt morgens an, wenn ich aus dem Haus gehe. Meine Mutter winkt mir jedes Mal hinterher, einen Abschiedskuss gibt



sie mir nie, das hat sie sich schon sehr früh abgewöhnt. Es ist nicht so, dass ich sie nicht liebe, denn das tue ich, obwohl ich nicht weiß, wie das überhaupt geht, schließlich kann man den Begriff sehr vielfältig definieren, aber berühren soll mich möglichst niemand.

Ich muss dreihundert Schritte zur Haltestelle gehen, wo meistens noch andere Leute stehen und warten. Ich hasse das, weil es mich ablenkt. Ich muss schließlich die Sekunden runterzählen, bis die Bahn kommt, damit ich die richtige nehme. Natürlich wäre es kein Problem, sie zu verpassen, denn fünf Minuten später fährt noch eine und nach zehn Minuten die nächste. Aber dann hätte ich beim Umsteigen etwas weniger Zeit und müsste mich beeilen, was in der Regel zu größeren Schritten führt, das würde wiederum ihre Anzahl verringern und dann wäre ich so verwirrt, dass ich an dem Tag wahrscheinlich gar nicht mehr in der Schule ankommen würde. Meine Mutter kennt das schon, mehr als einmal musste sie meinen Schulweg absuchen, um mich irgendwo entlang der Strecke auf dem Boden kauern zu finden, weil ich einfach nicht weitergehen konnte.

Aber an diesem Donnerstag geht alles glatt. Ich habe wie immer meine große Wollmütze auf, die meine Sicht und mein Gehör beeinträchtigt und mir so hilft, mich zu konzentrieren. Trotzdem bin ich erleichtert, als ich das Klassenzimmer betrete, weil dann einfach viel weniger Variablen auf mich einwirken können. Keine hupenden Autos und vor allem nicht so viele Leute, die telefonieren oder deren Absätze auf den Boden donnern. Manchmal habe ich das Gefühl, durchzudrehen, weil es so viele



Leute gibt. Wenn die alle so viel denken wie ich, dann müssten wir in unseren Denkblasen ersticken.

Der Lehrer begrüßt mich, indem er eine Hand hebt und lächelt. Ich nicke ihm zu, dann gehe ich zu meinem Tisch an der Wand, möglichst weit weg vom Fenster, und warte auf die anderen. Wir sind nur zu fünft in unserer Klasse, denn es ist eine Schule für Menschen, die mehr Unterstützung brauchen als andere.

Die Namen von meinen Mitschülern konnte ich mir lange nicht merken und habe extra eine Fotokartei angelegt. Jetzt weiß ich, dass die Große mit den trüben Augen, die nichts sehen kann, Emanuela ist; der im elektrischen Rollstuhl ist Bernd und im Mechanischen sitzt Franz. Dann gibt es noch Thomas, der immer einen Sturzhelm tragen muss, weil er manchmal umfällt, und Alex, der Autist ist wie ich.

In der Zeit, bis alle eintreffen, lege ich meine Stifte in der üblichen Reihenfolge auf den Tisch. Auf dem Tisch von Thomas vor mir liegen sie immer völlig durcheinander und ich muss mich zusammenreißen, ihn nicht darauf hinzuweisen, denn einmal hat er sich daraufhin umgedreht und gebrüllt:

»Ist mir scheißegal, Alter!«

Und er hat dabei mit der Faust auf meinen Tisch gehauen, sodass alle meine Sachen verrutscht sind und ich von vorne sortieren musste. Der Lehrer hat dann gesagt, dass jeder auf sich selbst achten und die anderen respektieren soll.

Den Unterricht an sich mag ich ganz gerne, vor allem das, was mit Mathe, Physik, Erdkunde, Geschichte, Deutsch und Biologie zu tun hat, also eigentlich fast alles. Diesen Donnerstag machen wir Mathe, was vor allem die Mädchen nicht mögen. Ich frage



mich, ob alle Mädchen Mathe nicht mögen oder ob das nur in unserer Klasse so ist, schließlich gibt es ja auch Frauen wie zum Beispiel Ada Lovelace, die erste Programmiererin der Welt.

Geometrie kann ich gut. Da ist alles ganz klar.

In der Pause ist alles schon weniger klar, denn da gibt es keine Regeln. Jeder kann tun, was er will, lesen oder reden oder etwas spielen oder sein Pausenbrot essen, aber weil ich Regeln und Anweisungen gerne mag, hab ich mir für die Pause einfach meine eigenen gemacht: Ich esse erst mein Brot, dann gehe ich auf die Toilette und dann setze ich mich wieder auf meinen Platz und schreibe an meiner unendlichen Liste. Auf diese Liste schreibe ich seit ein paar Jahren alle Wörter, die mir einfallen, es darf nur keins doppelt vorkommen. Bis jetzt habe ich das auch hingekriegt, denn obwohl ich die ersten vierunddreißig Seiten verloren habe, sind die Wörter sowieso in meinem Kopf und ich schreibe sie nur auf, damit ich sehen kann, wie ich vorkomme.

An diesem Tag schaffe ich nur vier Wörter, bevor der Lehrer wiederkommt, denn er ist zu früh. Trotzdem fangen wir gleich wieder an und machen mit Erdkunde weiter. Ich erschrecke mich, als Thomas vom Stuhl fällt und zuckt, obwohl er das fast jeden Tag tut. Das Schlimme ist nur, dass ich nicht genau weiß, wann.

Zum Glück beendet der Lehrer den Unterricht pünktlich, so dass ich mich ohne Abweichungen auf den Heimweg machen kann. Aber dann kommt sie, die absolute Abweichung. Ganz genau kann ich nicht sagen, was an ihr mich so anzieht. Vielleicht die Art, wie sie die Seiten umblättert. Vielleicht die Art,

wie sie die Füße unter der Bank verknotet hat. Vielleicht auch, wie konzentriert sie ist oder wie leuchtend und kräftig ihr Haar. Ich wundere mich, dass ich sie anstarre, eigentlich sind mir Menschen im besten Fall egal und im schlimmsten absolut unheimlich. Und ich gebe mir größte Mühe, Kontakt zu vermeiden, denn es ist einfach zu unberechenbar, was dann passiert. Doch jetzt wünsche ich mir, sie würde mich anschauen, mit ihren Augen, mit den Gedanken dahinter, die ich nicht lesen kann, ich wünschte, sie würde mich ansprechen, mit ihrer Stimme, die hell oder dunkel sein könnte, und Wörtern, die wer weiß wie betont und zu laut oder zu leise, zu schnell oder zu langsam gesprochen sein könnten. Ich vergesse, meine Schritte zu zählen, weil ich sie ansehe. Eigentlich ist sie nichts Besonderes, denke ich, und dennoch bringt sie mich aus dem Takt. Eine Bahn kommt, sie steigt ein und ist weg.

Ich stehe völlig falsch, viel zu weit rechts, aber ich merke es erst, als meine Bahn kommt und ich erst als Vierter einsteigen kann. Mein Lieblingsplatz im Abteil hinten rechts ist besetzt und ich muss links sitzen. Alles ist völlig verkehrt. Was hat dieses Mädchen nur mit mir gemacht? Ich muss an Pheromone denken, an Duftlockstoffe. Mein Kopf tut weh und ich hole die unendliche Liste heraus, um mich zu beruhigen. In Gedanken gehe ich die Wörter durch. Mädchen, Frau, Venus, Weiblichkeit, Ehefrau, Frauenzimmer, Lady, Pute, Freundin und Weib habe ich schon. Ich überlege. Vagina, schreibe ich. Ästhetik. Verlangen. Gunst. Interaktion.

»Hallo Nik«, sagt meine Mutter, als sie mir die Tür öffnet. Sie ist immer da, wenn ich am Nachmittag nach Hause komme, weil



sie als freie Buchhalterin von Zuhause arbeitet. Früher, in ihrem alten Bürojob, hat sie wegen mir zu oft gefeilt.

»Wie war es in der Schule?«

Ich zucke die Schultern, gehe an ihr vorbei und den Flur entlang.

»Es gibt gleich Essen«, ruft sie mir hinterher, aber ich antworte nicht und gehe direkt in mein Zimmer, wo ich meinen Rucksack auf seinen Platz auf der Kommode lege und meinen Laptop hochfahre. Ich bin merkwürdig aufgeregt, als ich den Keyfile-Stick, den ich immer in der Hosentasche bei mir trage, in den USB-Port stecke, mich einlogge und den Browser starte. Mit den Füßen drehe ich den Stuhl, auf dem ich sitze, von einer Seite zur anderen. Ich öffne die Suchmaschine und tippe zwei Wörter ein.

»Nicht« und »Willst«.

Mehr als diese beiden Wörter vom Titel des Buches, das Stella an der S-Bahnhaltestelle gelesen hat, waren für mich nicht lesbar gewesen. Ansonsten weiß ich nur, dass zwei Personen mit Kapuzen auf dem Cover gewesen sind.

»Roman«, füge ich noch hinzu, dann tippe ich auf Enter und wühle mich durch die Datenüberschwemmung.

Ich höre, wie meine Mutter wieder ruft, aber da bin ich gerade auf die Website eines Autors namens Jan Cole gelangt, der ein Buch mit dem Titel »Act Sor – Was Du Nicht Willst« geschrieben hat. Es handelt sich um den zweiten Band einer Trilogie, der dritte Band soll noch in diesem Sommer erscheinen, auf dem Cover ist unten eine Großstadt abgebildet und darüber zwei Personen, beide mit Kapuzen.

»Nik, warum machst du es mir so schwer?«



Im Türrahmen steht meine Mutter, die Hände in die Seiten gestützt. Ich sehe sie an und weiß nicht, was ich falsch gemacht habe.

›Komm einfach zum Essen, ja?‹

›Okay‹, sage ich, und sie dreht sich um und geht.

Ich lege meine Suchergebnisse in einem Textdokument an. Dann schreibe ich alles dazu, was ich über die Unbekannte an der Haltestelle weiß, und speichere die Datei unter dem Namen ›Stella‹. Fünfzehn Minuten sind vergangen und ich gehe zu meiner Mutter in die Küche, wo es nach Käse und Bratfett riecht.

›Ist ja ganz kalt‹, sage ich, als ich in mein Arepa de Queso beiße. Meine Mutter lacht, aber es ist nicht ihr lustiges Lachen, sondern ein anderes, schrilles. Als wäre sie in Wahrheit sauer, aber sicher bin ich mir dabei nicht.

›Hast du schon angefangen zu packen?‹, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf und starre auf einen Punkt in der Mitte vom Tisch.

Meine Mutter will, dass ich nächsten Montag für ein paar Wochen in eine Klinik gehe, damit sie und ich wieder ein besseres Team werden. Dabei komme ich gut mit ihr zurecht, nur sie anscheinend nicht mit mir. Und ich verstehe nicht, warum ich in eine Klinik muss, weil sie nicht mit mir klarkommt.

Jetzt lacht meine Mutter nicht mehr, sondern seufzt. Schweigend essen wir weiter.

Als die Mahlzeit beendet ist, gehe ich wieder in mein Zimmer. Ich mache meine Hausaufgaben, aber ich kann mich nicht konzentrieren, weil ich die ganze Zeit an Stella denken muss.



Manchmal öffne ich das Dokument und lese alles durch. Dann denke ich daran, wie sie da saß, mit ihrem Buch und ihrem Gesicht, und ob ich verliebt bin, und wenn ja, warum, und wenn nein, warum nicht. Was ist verliebt sein genau? Ich google es, aber die Antworten, die ich finde, sind nicht sehr sachlich. Schmetterlinge im Bauch? Was für ein Unsinn, wie sollen die da reinkommen und es schaffen, nicht von der Magensäure zersetzt zu werden?

Weiche Knie, Herzklopfen. Wie findet man raus, ob man verliebt ist oder einfach nur krank wird?

Ich drehe mich in meinem Schreibtischstuhl eine Runde nach rechts und eine nach links. Dann weiß ich es. Ich muss Stella wiedersehen und ein genaues Protokoll über meine Gefühle erstellen. Ein Experiment machen.

Ich klicke auf meinen Internetverlauf und schreibe mir alle Dinge heraus, die Leute als Symptom für Liebe genannt haben.

Schmetterlinge im Bauch.

Nur noch an diese Person denken.

Herzklopfen.

Sich wünschen, immer mit der Person zusammen zu sein.

Die ganze Zeit lächeln.

Weiche Knie.

Kribbeln in der Hose.

Überdreht sein.

Daneben setze ich eine Skala von 1 *gar nicht* bis 10 *stark*. Ich drucke die Liste in zweifacher Ausführung aus und lege sie in eine Mappe, dann räume ich meinen Schulrucksack aus, Bücher, Mäppchen, Geldbeutel, Brotdose, Trinken, alles an seinen Platz. Mein Kopf rattert durch meine Freizeitoptionen, ich



könnte meine Leseliste abarbeiten, Podcasts hören, Programmieren oder einen Film schauen. Aber nichts fühlt sich *richtig* an, mein Inneres scheint förmlich zu jucken. Wahrscheinlich wird Stella nicht vor morgen früh wieder an der S-Bahnhaltestelle auftauchen. Wenn überhaupt, vielleicht ist das gar nicht ihr Schulweg. Aber ich muss wissen, ob ich verliebt bin, ich brauche Ergebnisse. Jetzt.

Ich nehme meine Schultasche wieder zur Hand und lege die Mappe mit dem Beobachtungsbogen hinein, außerdem zwei Kugelschreiber. Mein Handy stecke ich auch ein, aber ausgeschaltet, damit es nicht zum Störfaktor wird. Dann gehe ich in den Flur, ziehe leise Schuhe und Jacke an und verlasse das Haus.

Ich laufe die Schritte zur nächsten S-Bahnhaltestelle, dazu muss ich über eine Brücke gehen, die über die Gleise führt, und dann zwei Treppenabsätze nach unten auf den Bahnsteig. Die 41, die ich nehmen will, fährt in fünf Minuten, und weil ich keine Extraschritte zur Bank machen will, bleibe ich stehen.

Es ist zu laut, als die Bahn einfährt. Ich steige ein und habe Glück, mein Lieblingsplatz ist frei, also ist alles wie immer, außer, dass ich gar nicht zur Schule will.

An der Haltestelle, wo ich Stella gesehen habe, steige ich aus. Ich gehe den Bahnsteig entlang, um mir einen Überblick zu verschaffen, aber es ist unmöglich, eine Stelle zu finden, an der ich alles im Blick haben kann. An beiden Enden gibt es Treppen, die nach unten führen, und dazwischen versperren Fahrkarten- und Snackautomaten die Sicht. Und natürlich die Menschen, die an den Stahlsäulen der Dachkonstruktion lehnen oder einfach im Weg rumstehen. Nachdem ich ein paar



Mal hin und hergelaufen bin, setze ich mich genau dorthin, wo Stella am Mittag auch gegessen hat, auf einen der Gitterstühle direkt unter dem blauweißen Schild, auf dem »Landsberger Allee« steht.

Eine Bahn fährt ein, zischt und öffnet die Türen. Ich lege den Kopf in den Nacken, starre die gläserne Überdachung an, deren rechteckige Scheiben blind geworden sind, und lasse meine Gedanken rollen. Manchmal mag ich es, meinen Kopf nicht zu steuern, sondern nur zuzuhören. Es wird kälter. Es wird dunkler. Wenn Stella nicht bald kommt, werde ich wirklich frieren. Aber sie kommt nicht.

Es ist Abend. Wind. Meine Jacke ist nicht außerordentlich qualifiziert für diese Witterung. Ich beobachte die Leute, die vorbeilaufen. Manche gehen schnell, manche langsam, manche zu zweit oder allein, manche in Gruppen. Besonders schaue ich mir die Paare an. Ob ich erkennen würde, dass sie verliebt sind, wenn ich sie einzeln treffen würde? Manche von ihnen lächeln, einige sehen aber auch gar nicht so glücklich aus. Ich bin verwirrt, setze mich ganz nach hinten auf die Sitzfläche und stelle meine Füße auf die Kante, sodass die Knie sich an meiner Brust befinden. Wozu ist das mit dem Verliebten gut, wenn man sich doch auch ohne Gefühle fortpflanzen kann?

Es wird immer später. Ich würde mich gerne noch weiter zurücklehnen, aber ich kann es nicht.

Dann wird es etwas leerer an der Haltestelle. Menschen kommen seltener vorbei, nur ab und zu fährt eine Bahn. Meine Augen werden müde. Ich trainiere meine Muskeln, hebe mir die Hand vor das Gesicht und fixiere erst meine Finger, dann das Plakat auf der gegenüberliegenden Seite. Es fühlt sich ein

bisschen an wie Achterbahnfahren, oder zumindest so, wie ich mir das vorstelle, denn ich bin noch nie Achterbahn gefahren. Meine Hände werden steif und ich ziehe meine Jackenärmel darüber. Dann stehe ich auf und gehe ein paar Schritte. Fünf rechts von den Sitzen weg, zurück zum Ausgangspunkt, fünf nach links und wieder zurück. Ich muss auf die Toilette, aber ich kann nicht weg, weil ich Stella dann verpassen könnte. Ich setze mich wieder, ziehe die Beine an und lege mein Kinn in die Mulde zwischen die Knie, wo es fast perfekt drinliegt.

Und warte.





Meine Hände zitterten, als ich die Schnallen meiner Schultasche schloss.

›Blödes Ding!«, fauchte ich, meinte eigentlich aber mich selbst.

Vor über einer Viertelstunde hatte die Schulglocke geläutet und die ganze Klasse war aus dem Raum gestürzt. Nur Mara hatte mir kurz Tschüss gesagt, ansonsten hätte ich mich mal wieder gefragt, ob ich überhaupt existierte.

Ein paar Minuten lang hatte ich meine Sachen in die Tasche gepackt. Buch, Mäppchen, Block, Hausaufgabenheft. Und das alles so langsam, bis auch der Lehrer mit einem gemurmelten ›Tschüss Maie« aus dem Klassenzimmer geflohen war.

Jetzt konnte ich mich zurücklehnen und sah aus dem Fenster. Frühling. Die Blätter der Bäume, die am Rand des Schulhofs standen, waren hellgrün und leuchteten richtig, wenn die Sonne hinter den Wolken hervorschaute. Eigentlich schön, aber nicht für mich. Die Luft war immer noch kalt und die sanften Sonnenstrahlen schafften es nicht, mich aufzuwärmen.

Ich beobachtete, wie Schüler unten auf den Hof liefen, Richtung Straße oder Fahrradständer gingen oder in Gruppen beieinander-



standen. Ein Unterstufenschüler schleuderte seinen Turnbeutel in die Luft, fing ihn wieder auf und warf dann einen anderen Jungen damit ab. Er lachte.

Ich hatte keine Lust auf die Kälte draußen und keine Lust auf den langen Heimweg. Ich lief über eine Stunde. Natürlich könnte ich den Bus nehmen, aber ich wollte gar nicht sofort nach Hause und außerdem hatte ich heute Morgen zu viel gegessen, eine ganze Banane.

Von allen Obstsorten hatte ich mir natürlich die kalorienreichste gekrallt. Typisch ich. Typisch verfressen. Und so ganz und gar nicht magersüchtig.

Sag ich ja, dachte ich, das ist einfach nur lächerlich.

Vor einem Jahr noch, da hätte ich die Psychologen wegen der Diagnose nicht ausgelacht oder zumindest nur ein bisschen. Aber jetzt, nach der Tortur in der Klinik, in der sie mich wie ein Schwein gemästet hatten? Zwar hatte ich seit der Entlassung vor drei Monaten einiges wieder abgenommen, aber ich war längst nicht wieder so schlank wie zuvor.

DÜNN, behaupteten die Ärzte. MAGER, sagten sie.

Völliger Unsinn.

Ich atmete tief aus, dann erhob ich mich und verzog das Gesicht, als die Bewegung den Schmerz an meinem Po aufflammen ließ. Die Stühle waren sehr hart, meistens schob ich meine Hände zwischen Sitzfläche und Hintern, so lange jedenfalls, bis sie entweder einschliefen oder ich etwas in mein Heft notieren musste.

Ich zog meine Jacke an und legte den Riemen der Tasche über meine Schulter. Dann ging ich nach draußen. Neununddreißig Stufen bis zu meinem Klassenzimmer. Irgendwann einmal hatte ich sie gezählt. Einmal hoch, einmal runter, und zwischendurch einmal ein Drittel zum Biologieraum runter und zurück. Und natürlich die



Stufen an der Eingangstür, vier, zweimal am Tag. Hundertzwölf Stufen.

Vor der Tür blies mir der Wind ins Gesicht. Mir war ohnehin schon kalt, aber sofort krabbelte das Eis in meinen Fingern die Arme hinauf. Wie ein Thermometer, nur andersrum.

Es half nichts. Ich stapfte los. Schritt für Schritt.

Ich war müde, als ich die Treppe zur Wohnung meiner Familie hochschlich. Mein Körper fühlte sich an, als sei er mit Blei gefüllt, und seit ich das Haus betreten hatte, war da wieder dieser Nebel in meinem Kopf.

Beim ersten Versuch, aufzuschließen, verfehlte ich das Schlüsselloch, aber dann klappte es doch. Ich betrat den Flur, stellte meine Tasche auf dem Boden ab und ließ die schwere Jacke von meinen Schultern rutschen.

Von den Treppenstufen war mir ein wenig schwindelig, helle Punkte gewitterten in meinem Kopf.

Meine Mutter streckte den Kopf aus der Küchentür.

›Wo warst du schon wieder so lange?«, fragte sie.

›Ich war ...«

›Essen ist fertig.«

Sie sah mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an und strich sich eine rötlich-blonde Strähne aus der Stirn. Wir hatten dieselben Haare, nur dass meine kürzer waren und statt kraus nur leicht gewellt.

›Entschuldigung«, sagte ich und zog meine Schuhe aus, dann folgte ich meiner Mutter ins Esszimmer. Meine kleine Schwester Emma saß auf ihrem Platz, den Ellenbogen aufgestützt und das Smartphone in der Hand. In der Mitte des Tisches stand ein Auflauf, er dampfte, sie können nicht lange auf mich gewartet haben.

›Ich hab schon auf dem Heimweg was gegessen.«

›Ich glaube dir kein Wort«, sagte meine Mutter und schaufelte eine große Portion auf einen Teller und stellte ihn vor mir ab. Ich nahm meine Gabel und klopfte damit auf die Käsekruste, unterteilte das Viereck in sechs gleich große Stücke. Mir war schlecht und immer noch ein wenig schwindelig. Ich legte die Gabel zur Seite und meine Mutter schnaubte.

›Ich ... hab wirklich keinen Hunger«, sagte ich und stand auf. Die Hand meiner Mutter schnellte an meinen Arm und hielt mich fest. Meinen Oberarm konnte sie mit den Fingern fast ganz umschließen. Sie glitt mit ihrer Hand nach unten, wo der Arm am Ellenbogen breiter wurde, und dann zu meinem Handgelenk.

Sie schüttelte den Kopf. ›Nur Knochen«, sagte sie und fasste sich an die Stirn. ›Setz dich wieder hin und iss was!«

Ich schüttelte den Kopf und zog meinen Arm weg. Ich hasste mich dafür, dass ich ihr solche Sorgen bereitete, aber ich hielt es nicht aus, hier zu sitzen. Emma starrte in ihr Essen, die Faust um die Gabel geballt, es tat mir so leid alles, so leid, aber ich konnte nicht anders.

›Entschuldigung«, murmelte ich, sah Tränen in den Augen meiner Mutter und dann trübte sich auch mein Blick. Ich ging langsam aus dem Raum, hastete dann über den Flur, an der Wand entlangtastend, weil die Tränen jetzt wie Sturzbäche aus meinen Augen quollen und ich nichts mehr sehen konnte. Nachdem ich mir in meinem Zimmer Rotz und Tränen mit meinem T-Shirt vom Gesicht gewischt hatte, legte ich mich ins Bett, ich wollte einfach nur schlafen. Mein Kopf fühlte sich schwer an, obwohl er flach auf dem Bett ruhte. Ich rollte mich auf die Seite, zog die Beine an meine Brust und stopfte ein Kissen zwischen die Knie, damit sie nicht schmerzhaft aufeinanderlagen. Ich machte die Augen zu und es fühlte sich an,



als würde ich irgendwo hingezogen. Es drehte mich auseinander, mein Bewusstsein kippte in die eine Richtung, mein Körper in die andere, als wollten sie nichts mehr miteinander zu tun haben. Aber ich durfte nicht schlafen, nicht, bevor ich mein Sportprogramm absolviert hatte.

Mühsam setzte ich mich auf. Meine Arme fühlten sich taub an. Ich schüttelte sie aus und es kribbelte unangenehm, dann erhob ich mich, ohne daran zu denken, dass ich das langsam tun musste. Mir wurde schwarz vor Augen und ich schwankte.

Als ich wieder sehen konnte, kramte ich meine Sportsachen hervor und zog mich um. Ich wusste, dass ich jetzt rennen musste. Es war das Einzige, was half.

Die Sportschuhe nahm ich in die Hand und schlich durch den Flur. Leise schloss ich die Wohnungstür hinter mir, setzte mich oben auf die Stufen und band die Schnürsenkel zu. Draußen machte ich ein kleines Stück Hopselauf und Kreuzschritte, dann joggte ich los. Meine übliche Runde. Aus dem Wohnviertel heraus und über die Brücke, am Fußballplatz vorbei und in den Wald. Die kalte Luft schnitt in meine Lunge. Das war das Einzige, was ich von meinem Körper spürte, diesen stechenden Schmerz in der Brust, meine Beine liefen automatisch, Schritt, Schritt, Schritt. Ich hatte Mühe, auf dem Weg zu bleiben und die richtigen Abzweigungen zu nehmen. Ich wollte die Augen schließen und meinen Körper einfach machen lassen. Ich wollte ... die Augen ... mein Körper ... Wald, Blätter, Licht ... die Augen ...

Zack!

Plötzlich lag ich auf dem Boden. Feuchtes Laub klebte an meiner Wange und mein Kopf knirschte, wahrscheinlich war er hart aufgeschlagen. Schwächling, sagte ich mir und rappelte mich auf, zupf-



te mir die Blätter von der Kleidung. Nicht weit von mir war ein Mann mit seinem Hund und schaute mich an.

›Alles in Ordnung bei Ihnen?«, rief er.

›Ja«, rief ich zurück und machte ein Daumen-hoch Zeichen. Dann lief ich weiter. Doch schon nach wenigen Schritten taumelte ich wieder und fiel, fiel, fiel.

